

Das Leben im Wort

Nr. 37



Unterhaltungsbeilage



1929

Roman

von Robert Heymann:

DIE DIPLOMATIN

© 1929

Aber die Monate verstrichen, und Marlene harter tapfer aus. Sie fing an, sich an die harte Arbeit zu gewöhnen, sie nicht mehr als zu anstrengend zu empfinden. Nun durfte sie bereits die Pflege der Leichtkranken übernehmen, und ihr Herz klopfte glücklich, wenn bei ihrem Erscheinen die Augen der Patienten aufleuchteten und jeder nach „Schwester Marlene“ rief.

In der weiten, weißen Schürze, das Häubchen auf den widerspenstigen, rotblonden Locken, schritt sie durch die Säle, immer mit dem gleichen liebevollen, ermunternden Lächeln.

Nur eines quälte sie unbeschreiblich und nahm ihr jede Freude an ihrer Tätigkeit: daß sie ihr Kind, ihren süßen, blonden Jungen, so selten sah, daß sie sich ihm so wenig widmen konnte. Er hing mit der ganzen Liebe seines kleinen Herzens an ihr, und es gab jedesmal eine herzerweichende Szene voll Tränen und Jammern, wenn sie morgens fortging in den Dienst. „Tutchen will mit Mama gehen — Tutchen will bei Mama bleiben —“ schluchzte er, und die alte Baronin vermochte ihn nur durch die lockendsten Versprechen zu beruhigen. Aber Marlene wurde den ganzen Weg über bis ins Krankenhaus von schmerzlichen Gedanken gefoltert. Hatte sie recht getan, als sie Hohensteins Hilfe ausschlug? Hatte sie im Sinne des Kindes gehandelt? Sie wußte trotz allem, daß sie nicht anders handeln konnte. Aber dumpfe Trauer erfüllte sie. Sie konnte nicht froh werden in ihrer Arbeit. Denn die notgedrungene Vernachlässigung ihres Kindes lag schwer auf ihrem Herzen. Und sie erschauerte, wenn sie sich die Zukunft ausmalte.

Jedesmal, wenn ihre Gedanken so weit gekommen waren, schien ihr Herzschlag mit einem Male stillzustehen. Denn eine seltsam süße Ahnung, als sei ihr jetziges Leben nur ein Zwischenstadium — als warte irgendwo und irgendwann ein großes, unbeschreibliches Glück auf sie — ein Glück, das in seiner unbestimmbaren Gestalt sich nicht in Worte kleiden ließ.

„Du träumst, Marlene,“ wies sie sich dann energisch zurecht und schritt rascher aus. Aber das leise Glücksgefühl wollte nicht weichen. — Elena Constantinescu, die treue Freundin,



Seine Augen besteten sich voll grenzenlosen Erstaunens und jäh aufzudender Freude auf die blasse, schöne Frau in Schwestertracht.

schrrieb ihr aus Bukarest: „In der ganzen hiesigen Gesellschaft kann man sich nicht genug wundern, warum Sie und Ihr Gatte auseinandergehen, liebe Marlene. Sie schienen doch beide glücklich und harmonisch miteinander zu leben. Und ebensowenig vermag man hier die Veränderung zu begreifen, die mit Graf Hohenstein vor sich gegangen ist. Er sieht krank aus, alt und krank. Ewig trüb gestimmt, reizbar und nervös, schließt er sich von allen seinen Bekannten ab. In der Gesandtschaft klagen sie über seine sprunghafte Launenhaftigkeit, über sein mißtrauisches, geradezu zänkisches Wesen.“

Marlene ließ den Brief sinken. Vergangenes wurde wieder lebendig. Was war aus Hohenstein geworden! Sie fühlte: innerlich band sie nichts mehr an ihn. Nur grenzenlose Trauer erfüllte sie bei dem Gedanken, wie Krankheit und maßloser Ehrgeiz den Mann verändert hatten, der einst ihr Ideal gewesen.

Eines Tages — der Winter hatte inzwischen seinen Einzug gehalten — war sie in der Klinik beschäftigt, Bettbezüge und Laken in die Schränke zu ordnen, als sie ans Telephon gerufen wurde. Die Stimme ihres Rechtsanwalts klang ihr erregt entgegen: „Können Sie sich nicht für heute freimachen, Frau Gräfin?“

„Es geht nicht,“ gab Marlene zurück. „Eine Schwester hat bereits Urlaub bekommen — ich kann meine Arbeit nicht im Stich lassen.“ — „Aber ich bitte Sie — richten Sie es irgendwie ein —“

— „Herr Rechtsanwalt, es ist unmöglich,“ erklärte sie bestimmt. „Haben Sie mir denn etwas so Dringendes zu sagen? Hat es nicht Zeit bis morgen?“

„Nein, Frau Gräfin — ich muß Sie heute sprechen, es ist von höchster Wichtigkeit.“

Seine Stimme klang so gepreßt, daß Marlene aufhorchte. „Was ist denn geschehen, Herr Doktor? Können Sie es mir nicht telephonisch sagen?“

Er schien zu zögern. „Nicht gut — — —“

Nun wurde Marlene unruhig: „Ich bitte Sie trotzdem — erklären Sie es mir hier am Apparat — was haben Sie mir zu sagen?“

„Ich — der Herr Graf — ich meine, die Scheidung, ist zwecklos geworden. Ich habe eben ein Telegramm erhalten — aus Bukarest. Der Herr Graf ist gestern früh am Herzschlag ge-

Heimkehr / Von Walter Heise

So grüß' ich wieder dich, du Heimatort!
Und mußt' ich lange fern auch von dir trauern,
so weiß ich doch: hier hör' ich liebe Wort';
denn freunde leben mir in deinen Mauern. —

Wo blieb der Amtmann denn? Im alten Nest
da ward es ihm, — man sagt' es mir — zu enge.
Er wollte Gast sein bei dem Lebensfest;
sein Wort gilt viel jetzt bei der großen Menge.

Der Lehrer doch? Der mit gar strenger Hand
und mildem Kat gewehrt den wilden Rangen. —
Ihn traf der Kummer um das Vaterland,
zur ew'gen Ruhe ist er heimgegangen.

Und jenes Lied, das jetzt gen Himmel schallt,
schrieb ich's nicht selbst in froher Stunde nieder? —
hurra, ihr Jungen, noch bin ich nicht alt,
die Jugend und die Heimat hat mich wieder!

Ich hatte einst ein hübsches Mädchen gern —
Man soll auf Schwüre gar so sehr nicht bauen:
Sie gab ihr Herz an einen reichen Herrn.
Es ward ein Paar, gar stattlich anzuschauen.

Die Mutter mein? Ich spare mir die frag'.
Sie trug des Schicksals schwere Dornenkrone
und stuch' mir nicht, die weil ihr Herz brach;
ihr letzter Wunsch galt dem verlor'nen Sohne.

Und auf der Steinbank an des Weges Rand
ruh' ich mich aus, müd' von der Lebensreise;
da wird mein Ohr durch Zauberklang gebannt,
aus junger Keh! tönt eine helle Weise.

storben.“ — Marlene verharrte regungslos am Apparat. Der Hörer in ihrer Hand schien mit einem Male zentnerschwer — sank herab — — ihr Herz schlug laut und wild. — — —

„Sind Sie noch da, Frau Gräfin?“

„Ja.“ Sie befaß sich. „Erwarten Sie mich in einer halben Stunde, Herr Rechtsanwalt. Ich komme.“

Tot — dachte sie, während sie dem Ordinationszimmer Professor Strellings zuschritt. Tot — Karl-Heinz ist gestorben. Am Herzschlag, durchfuhr es sie schreckhaft. Ihr Kopf war seltsam leer. Mechanisch klopfte sie an die Tür des Professors.

„Ich möchte Sie um Urlaub bitten, Herr Professor,“ sagte sie klanglos. „Für längere Zeit. Ich —“

Aber er ließ sie nicht ansprechen. „Sie wenden sich an die falsche Instanz, Schwester Marlene. Wissen Sie denn nicht, daß ich seit heute nicht mehr Ihr Vorgesetzter bin? Die Klinik ist in den Besitz Professor Winfrieds übergegangen.“

Ihre Augen öffneten sich weit. Winfried? Wieder Winfried? Sie hatte nichts davon gewußt. Nie hatte sie sich um Personalangelegenheiten der Klinik gekümmert.

Wortlos wandte sie sich und verließ das Zimmer. Eine eilig an ihr vorbeihastende Schwester wies ihr den Weg zu den Räumen des neuen Chefs. Sie stieg die Treppen empor und stand zehn Minuten später vor Winfried.

Seine Augen hefteten sich voll grenzenlosen Erstaunens und jäh aufzuckender Freude auf die blasser, schöne Frau in Schwestertracht.

„Sie hier, Frau Gräfin? Seit wann sind Sie Krankenpflegerin?“

„Seit fünf Monaten,“ entgegnete sie leise.

Er fragte nicht weiter. Von Zukunfts-Patienten hatte er erfahren, daß sie mit ihrem Namen in Scheidung lebte. Arme, tapfere, kleine Frau! Nun hatte sie eine so anstrengende Tätigkeit auf sich genommen, um sich und ihr Kind zu ernähren!

„Da muß ich wohl Schwester Marlene sagen?“ versuchte er zu scherzen. Aber bei dem Anblick ihres blassen, erregten Gesichtes wurde er sofort wieder ernst. „Sie kamen gewiß mit einem Anliegen. Womit kann ich Ihnen dienen?“

Sie atmete schneller. „Ich möchte Sie um Urlaub bitten, Herr Professor — eben wurde ich telefonisch

benachrichtigt — — —“ ihre Stimme wurde leise und klanglos, „mein Mann ist gestorben — —“

Winfried wurde blaß. Einen Augenblick schien es, als wolle er die zitternde, erregte Frau mit seinen Armen stützen. Dann wandte er sich ab und trat ans Fenster. Es dauerte lange, bis er sich wieder Marlene zuehrte. Seine Züge waren tiefernt. Die Gräfin schluchzte leise.

„Weinen Sie nicht,“ bat er innig, „ich wußte, daß es so kommen würde. Er war schwer herzleidend. Und sein Tod bedeutete unter diesen Umständen Erlosung für ihn — und für Sie,“ fügte er kaum hörbar hinzu.

Er trat nun doch auf sie zu und faßte tröstend ihre herabhängenden Hände. „Schicksal — Frau Gräfin. Wer kann gegen das Schicksal ankämpfen? Verzagen Sie nicht. Sie sind ja noch so reich. Sie haben Ihr Kind, Ihren lieben, kleinen Jungen. Seinetwegen müssen Sie tapfer bleiben.“

Marlene hob die von Tränen verdunkelten Augen und sah ihn an. Sein Blick war mit unbeschreiblichem Ausdruck auf sie gerichtet. Ein Gefühl tiefsten Geborgenseins überkam sie — wieder schienen sich, wie so oft, dunkle Schleier von ihrer Seele zu heben, um ihr eine Zukunft voll unbeschreiblichen Glücks zu offenbaren. Sekundenlang durchsuchte sie die Empfindung tiefinnerlichster Zusammengehörigkeit mit dem Mann an ihrer Seite. Und sie dachte: Schicksal? War es Schicksal, daß sie ihm wieder begegnete — gerade in dieser Stunde?

Dann riß sie sich zusammen und reichte ihm die Hand zum Abschied. „Ich darf also gehen, Herr Professor?“

Er beugte sich tief über ihre Hand. „Das bedarf keiner Frage.“ Und dann, mit zuckenden Lippen: „Sagen Sie mir nur —“ seine Stimme klang heiser vor verhaltener Erregung —: „K o m m e n S i e w i e d e r?“

Schweigend ruhte ihr Blick auf ihm. Ihre fragenden, schimmernden Augen senkten sich tief in seine gültigen, ersten. Es war, als wolle sie mit diesem einen Blick bis auf den Grund seiner Seele dringen. Dann löste sie rasch ihre Hand aus der seinen. Eine kaum sichtbare Röte trat in ihre Wangen.

„Ja — ich komme wieder — ich weiß nicht, wann — aber ich komme.“ Im nächsten Augenblick hatte sie das Zimmer verlassen.

Winfried stand, die Augen in stillem Leuchten auf die geschlossene Tür gerichtet, noch lange mitten im Zimmer. E n d e.

Der Ring / Von G. Horodin

Nach will, daß du alles erfährst, Elisabeth. Mitte Mai war es, und schon ein bißchen heiß in meinem Paradies am Golf von Salerno. Ich war zum erstenmal im tiefen Süden und in besonderer Stimmung, ganz benommen von der Pracht der Formen und Farben. Ich habe dir ja in meinen Briefen in glühenden Worten diese Felsen, diese Blumen und das unwahrscheinlich blaue Meer geschildert. Wie im Traum bin ich damals gewandelt; wohin mein Auge sich auch wandte, es war alles ein Erlebnis von unbefreiblicher Schönheit und Harmonie. Unter anderen Umständen, an einem anderen Ort hätte ich Beppo seinen Ring wiedergegeben, und sicher zugleich. Hätte seinen stürmischen Bitten und Beschwörungen ahnungsvoll mein Ohr geliehet.

Nie ist es mir nachträglich so zum Bewußtsein gekommen, daß alles so sein soll, wie es geschieht — unweigerlich geschieht. Ob Beppo freilich am Leben geblieben wäre, wenn ich ihn den Ring zurückgegeben hätte? Wer weiß das zu sagen.

Er hatte einen winzigen, schmutzigen Laden in einer engen Seitengasse, nicht weit von dem kleinen herrlichen Marktplatz, auf den die Stufen des in allen Farben schimmernden Domes herabrieselten. Unser kleines Städtchen am Meer, dicht umhegt von steilen, braunen Felsen, besaß dieses herrliche Gotteshaus, ganz in bunter Majolika erbaut, überwölbt von einer funkelnden Kuppel. Sein säulenge schmückter, uralter Eingang hatte einst in Rom gestanden, seine Kanzel in Konstantinopel — zur Zeit, als die Apostel noch reisend die neue Lehre ihres Herrn verkündeten. Und neben diesem Dom plätscherte im Schatten der bunten, dichtgedrängten Häuser ein tausendjähriger Marmorbrunnen, beschriftet von der Statue des Jüngers Christi, dessen Gebeine unter der Kuppel ruhten.

An diesem Brunnen lehnte Beppo, als ich ihn zum ersten Male sah, und blitzte auf einer enghalsigen Tomase. Er hatte in dem Terzett von Geige und Gitarre den Paß. Die beiden anderen sangen zu ihrem Spiel. Dazu stand der Mond gelb und riesengroß über den nahen Felsen an dem blauen Nachthimmel, der noch so hell war, daß kein Stern sich sehen ließ. Es war ein überwältigender Anblick, als ich, von meinem Hotel kommend, aus der engen, dunklen Gasse auf diesen kleinen Marktplatz trat, auf den der kühle Nachwind den Duft blühender Orangen trug. Ich ging Beppo nach, als er seine Amphore unter den Arm nahm und mit seinem lahmen Fuß nach Hause humpelte. Ich wollte wissen wie die Lieder klangen, die sie gesungen hatten. Wir traten in seinen Laden, der eigentlich nur aus Tisch, Stuhl und Bett bestand. Beppo brannte die große Dellampe an, die in der Mitte des Raumes von der Decke hing, und wir setzten uns gegenüber. Er war einfüßig und bedrückt. Das ergraute Haar fiel ihm unordentlich in die gefurchte Stirn. Die schwarzen Augen hatten Glanz. Sie wanderten, ebenso wie die Hände, ruhelos zwischen dem Kramp auf dem Tisch herum, zwischen seinen „Ruheln“, wie er diese Unzahl billiger Ringe, Ketten und Ohrgehänge nannte. Den Blick aus dem Fenster hätte ich dir angedeutet, Elisabeth; die mondbeschenene alte Gasse mit dem Platz und dem Brunnen am Ende. Dicht daran die schroffen Felsen und einige schlanke Palmen. Palmen haben bei Nacht etwas unendlich Feierliches. — Beppo fragte mich, ob ich etwas kaufen wolle, er habe auch kostbare Sachen, er sei Kunstler und verstehe etwas davon. Er holte unter seinem Bett eine Zigarentische hervor und stellte sie mir hin. Darin lag derselbe Kramp unordentlich durcheinander, meist zerbrochen oder beschädigt, aber wahrscheinlich aus Silber oder Gold. Manches sicher von Dieben zu ihm gebracht. Ich dachte daran, ob ich dir wohl mit irgend etwas eine Freude machen könnte und suchte in dem Kasten. Beppo unterstützte mich, pries hier eine Brosche, dort eine Kette an. Ich fand nichts, das mir gut genug schien. Dann zeigte sich ein weißes Spanschächtelchen. Ich wollte es ergreifen, aber schon hatte es Beppo in die Hosentasche gesteckt. Es wäre ein einfacher, alter Ring, nichts Besonderes, meinte er. Er gab mir die Schachtel. Auf schmutziger Watte lag ein dünner, goldener Reif mit einem viereckigen Rubin in der Fassung etwa der Barockzeit oder noch etwas früher, eine ganz schlichte Verzierung befand sich an den Stellen, wo der Reif den Stein berührte. Ein anspruchsloses Ding, und doch stellte ich mir sofort den Ring an meiner schmalen, zarten Hand vor. Wenn die Sonne auf den roten

Stein schien, das mußte der weißen Hand gut stehen. Ich wollte ihn kaufen, aber Beppo sagte achselzuckend, er sei nicht viel wert. Ich bot, er schien von der Summe überrascht und rühte unruhig hin und her. Dann steckte er ihn wieder in die Tasche und begann von etwas anderem zu sprechen. — Ich bekam eine ganz merkwürdige Lust, den Ring zu kaufen und bot mehr. Seine Hand fuhr nach der Schachtel, er drehte sie in der Tasche und meinte, es sei ein sehr altes Stück, aber nicht viel Gold daran. Es sei sogar sein ältestes Stück, er gäbe es nicht gern her. Ich bot die doppelte Summe. Beppo sprang erregt auf und schob mir die Schachtel in die Rocktasche. Dann stürzte er vor die Haustür und rief mir, als ob er schnell auf ein anderes Thema kommen wollte, halbblau zu ich möchte nicht durch die Gassen nach Hause gehen, es wäre soviel Geinidel da. Lieber den Umweg am Meeresstrand entlang. Unwillkürlich folgte ich seinem Rat. Ich schalt mich damals dumm, weil auch mich eine Unruhe bei dem Kampf um den Ring ergriffen hatte. — Heute weiß ich, Elisabeth, daß ich damals die Fäden meines Schicksals knüpfte und mein Unterbewußtsein sich unklar dagegen wehrte. —

Langsam schlenderte ich auf der Straße längs des Meeres heimwärts und genoß die wundervolle Nacht, den Anblick des meerumspülten, mondbeschenenen Städtchens, dessen Häuschen die Felsen hinauf bis in den funkelnden Sternenhimmel kletterten. Aber es war ein unbequemes Gefühl in mir, ein Druck, wie von einem unbewußten Unrecht. Ich kannte den Zusammenhang, die Geschichte des Ringes damals noch nicht und empfand dennoch seinen Besitz als eine Last. —

Gold glitten meine Gedanken zu dir. Du schrittest an meiner Seite, du liebes, schlantes Geschöpf, und ich zeigte dir das schlafende Städtchen und das mattleuchtende Meer. Hand in Hand gingen wir und ich erzählte dir, daß ich mit meiner Sehnsucht aus der Pracht des Südens in deine raue Heimat wandern müßte, und ich dir bei meiner Heimkehr den Ring an deine liebe Hand stecken würde, in deinem schönen Garten — dort, wo am Teich der wilde Rosenbusch steht. Lange sahen wir uns in die Augen, und dann küßte ich dich. —

Elisabeth, es kommt alles, wie es kommen muß. Wir holten die Käden wohl, aber ein anderer lenkt sie. Erst viel später wissen wir — wohin.

Ob du wohl noch manchmal einen Hauch von jenen seligen Maitagen verspürst, die auf meine Rückkehr folgten? Dachtest du in den langen Jahren je einmal wieder an dieses aufjubelnde Glück, unsere heißen Versprechungen, zu denen deine Rosen dufteten und die herrliche Blutbuche im Garten flüsterte? Wenn ich deine Hände hielt, Elisabeth, und dir lange in die Augen sah, dann brauste eine Woge ganz unirdischer Wärme an mich heran und hob mich weit über die Erde in eine Atmosphäre höchster Reinheit und erhabensten Willens. Alles Erbärmliche versank, und mein Wesen verdichtete sich zu der Verkörperung des Wunsches, durch deine Liebe der beste und edelste Mensch der Erde zu werden. Aber uns funkelte das Unterpfand meiner Liebe, Beppos blutroter Rubin.

Und dann eines Tages — kam der andere, dein Jugendfreund. Ich zerbrach vor Eifersucht, denn ich liebte dich, wie noch nie ein Mensch geliebt wurde. Du kennst Eifersucht nicht; sie ist eine furchtbare Krankheit, die Witte oder Frucht qualitativ vernichtet. Deine Bitten und Vorstellungen waren vergebens. Erst wanderten deine Augen ungeduldig um Auswege, dann — später — blickten sie mich drohend und unerbötlich an. — Du weißt selbst, wie alles kam: verschwunden deine Liebe und unge schmückt deine schöne, weiße, zornig geballte Hand. — Und dennoch, Elisabeth, höre, was ich dir heute nach langen Jahren sage. Ich bin dir zu Dank verpflichtet, zu unauflöschlichem Dank. Ich habe durch dich einmal gewußt, was Liebe ist. Damals leuchtete blickartig der Weg vor meinem geistigen Auge auf, auf dem Menschen Heroen oder Heilige werden. Du hast die Fähigkeit in meine Seele gelegt, eine höhere Bestimmung zu fühlen und durch glückliche Erinnerungen einen beschwerlichen Weg leicht zu empfinden. Noch heute knistern in meinen Händen vergilbte Rosenblätter von damals — sehe ich deine großen, gläubigen Augen durch Sonnen- und Sternenschein.

Jetzt wirst du gleich wissen, daß wir Figuren im Nachspiel eines Dramas waren, die nach Herjagen ihrer Rolle ab-

treten mußten. Beppo hatte sich in meinem Hotel erkundigt, wann ich abreisen wollte. Zwei Tage vor meinem Aufbruch lauerte er mir abends auf meinem Spaziergang auf. Ich war erschrocken über sein Aussehen. Zerlumpt, schmutzig, gealtert trat er auf mich zu und forderte den Ring zurück. Ich lachte ihn aus. Da kam es erst stockend und dann immer wilder aus seinem bebenden Munde. Beppo hatte eines Tages an der Hand seiner Frau den Ring mit dem Rubin gesehen und sie nach heftigem Wortwechsel in eifersüchtiger Raserei, hörst du, Elisabeth, in rasender Eifersucht ins Meer gestürzt. Der Mord war unentdeckt geblieben. Den Ring hatte er der

Maria im Dom geopfert, ihn aber kürzlich wieder in seine Wohnung geholt. Beppo fiel auf die Knie, ich höre noch seine flehentlichen Bitten: „Maestro, der Ring wird mich verraten, ich habe die Maria bestohlen. Gib mir den Ring!“ — Mir war merkwürdig gleichgültig zumute. Ich fand die Geschichte höchst romantisch. Ich log, daß ich den Ring nicht bei mir hätte und eilte nach Hause. Am nächsten Abend erzählte mir der Portier des Hotels, daß sich der Juwelier am Markt von einem Felsen gestürzt hätte und zerschmettert sei. — Ich reiste ab. — Jetzt weißt du, Elisabeth, weshalb unser Glück zerbrechen mußte.

Lissi / Von Ernst Heinze

Vor einem Hafensal in Buenos Aires lernte ich die dreijährige Dame auf eine etwas heftige Art kennen. Sie wollte mir gerade in die Beine beißen und zeigte mir ihre scharfen Zähne — ein gutes Gebiß für ein — Bulldoggenfräulein! Den Anstoß zu ihrem unerwarteten Angriff hatte eine Unterhaltung zwischen einem nordamerikanischen Matrosen und mir mittels Zeichensprache gegeben. Unser Gewinke und Gezappel hatte Fräulein Lissi falsch ausgelegt. Für sie gab es nur zwei Gestalten, die sich prügeln wollten. — Also eingerent! Nur durch sofortiges Stillstehen konnten wir uns vor Lissis scharfen Zähnen retten. Nicht die leiseste Bewegung durften wir machen. So blieb uns nichts weiter übrig, als zum Gaudium der sich schnell ansammelnden Passanten zu rufen. Es erschien der Geschäftsführer eines nahen Lokals — ein scharfer Pfiff — Lissi war genötigt, zurückzugehen, und wir waren erlöst. Mein Matrose machte sich, einige Segenswünsche murmelnd, schleunigst aus dem Staube.

Da ich weder Arbeit noch etwas zu essen hatte, besah ich den „Herrn Geschäftsführer“ — und siehe, der Gewaltige meinte herablassend: „Hambre?“ (Hunger). „Si, Señor.“ (Ja, Herr.) Es folgte eine einladende Handbewegung und eine reichliche Mahlzeit für mich.

Als ich mich bedankte und gefragt wurde, ob ich Arbeit wollte, nahm ich an. Bald war mein Gepäc untergebracht, das nur aus einer gut erhaltenen Zahnbürste, einem Baren-taschentuch und meiner geliebten kleinen Pfeife bestand. Außerdem hatte ich noch Tabak für drei bis vier Züge.

Als Don Carlos, der Geschäftsführer, „Nationalität?“ zu mir sagte, stellte sich heraus, daß wir Landsleute waren. Mit uns zusammen arbeiteten noch sieben andere Angestellte — sieben verschiedene Nationalitäten. Tagsüber hatten wir fast nichts zu tun; erst abends, wenn die Kapelle und die sechzehn Kellnerinnen antraten, ging es los. —

Lissi war tagsüber die Hüterin des Lokals und lag brav an der Leine hinter dem Schantisch. Nach Feierabend aber war sie die Alleinherrscherin. Auch eine kleine Kage hatten wir. Zwischen beiden Tieren bestand eine seltsame Freundschaft. Am ersten Abend sollte ich sie füttern. Da nur ein Futternapf da war, füllte ich ihn und stellte ihn in die Nähe der anscheinend schlafenden Hündin. Dann lockte ich die Kage. Doch kaum hatte ich ihr ein Stückchen Fleisch zugehoben, als auch schon die Hündin mit mächtigem Say heransprang und das Fleisch verschlang. Es war mir nicht möglich, der Kage etwas zu fressen zu geben; immer kam Lissi, drängte sich knurrend dazwischen und holte mir die Brocken aus den Händen. Schließlich klopfte Don Carlos mir auf die Schulter und meinte, ich solle die beiden ruhig allein fertig werden lassen. Sobald Lissi merkte, daß ich mich wieder meiner Arbeit zuwandte, kroch sie zwischen die Füße, packte die dorthin geflüchtete Kage vorsichtig im Genick und zog sie zu ihrem Futternapf. Die Hündin zog sich zurück, und die Kage holte sich ruhig die besten Stücke aus dem Napf.

Fünf bis zehn Minuten mochten vergangen sein, da wurde die Hündin unruhig. Sie erhob sich, ging zum Napf und sah die Kage an. Ein kurzes drohendes Knurren — und mein Mädchen verschwand schnell hinter den Fassern, nicht, ohne sich noch einmal sehnsüchtig umzusehen.

Ungefähr einen Monat war ich an meiner neuen Arbeitsstätte, als zwei Matrosen — wie es öfter vorkam — eine Meinungsverschiedenheit gleich an Ort und Stelle intensiv mit den Fäusten austrugen. Die in der Nähe sitzenden Gäste machten schnell Platz. Ein vorwitziger junger Mann, der Frieden stiften wollte, hatte bereits einen gemeinen Kinnhaken abbekommen, der ihn über den nächsten Tisch hinweg in eine gemütlich zusammensitzende Gesellschaft befördert hatte. Man war eben etwas lebhaft.

Als Don Carlos merkte, daß der Streit immer wilder wurde, schickte er nach einem Polizisten. Da bemerkte ich Lissi plötzlich vor dem Schantisch. Ich rief, Don Carlos pfiff, es half nichts. Sie brach durch die ansehnliche Zuschauermenge und kam in dem Augenblick auf dem Kampfplatz an, als der Polizist, ein wahrer Hüne, hereintrat. Lissi sah nur ihn, den dritten, der auf die Streitenden zustürzte. Also auf ihn! Ein Satz, und der Polizeimann lag in einer Ecke, sein Hut in der anderen. Lissi machte kehrt, packte seinen über die Schulter geworfenen Mantel und war zur Tür hinaus. Als sie zu neuen Taten zurückkehrte, empfing sie Don Carlos und legte sie vorsichtshalber an die Leine.

Als festgestellt worden war, daß der Beamte nur eine kleine Venle davongetragen hatte, brach ein tolles Gelächter los. Der Polizist bekam ein Trinkgeld, und die Matrosen bezahlten mit blutigen, aber schmunzelnden Gesichtern einen zer Schlagenen Tisch, einige Stühle, zwanzig bis dreißig Gläser — Und ich — flog ein bißchen raus. Warum? Ich hatte Lissi, Tierfreund, der ich bin, von ihrer Leine, an der sie sonst hinter dem Schantisch lag, losgemacht.

Rassenunterschied

Vor einiger Zeit reisten ein Deutscher, ein Franzose, ein Amerikaner und ein Pole nach dem finstersten, verborgensten Afrika, um das Leben des dort wohnenden Stammes Samba-Samba, der zur Gattungsart der Zulusaffen gehört, zu studieren.

Der Deutsche blieb vier Monate im heißen Afrika, und als er zurückkam, schrieb er drei Jahre lang an einem Buch mit dem Titel:

„Der Samba = Samba = Stamm Zentralafrikas in psychologischen, chronologischen, wirtschaftlichen, politischen und sozialen Beziehungen betrachtet.“

Der Amerikaner schrieb am Tage nach seiner Rückkehr einen Artikel für die „New York Times“, der am nächsten Morgen erschien. — Der Franzose blieb einen Monat in Zentralafrika und schrieb ein Buch: „Das Liebesleben der Samba-Samba-Neger.“

Am längsten blieb der Pole. Er blieb genau sechs Monate, und nach seiner Rückkehr schrieb er eine Flugschrift: „Die Samba-Samba-Neger und der polnische Korridor.“

Gelmar.



Landstreicher unter sich.

„Da spielt irgendwo ein Lautsprecher.“ — „Quatsch — das is mein Magen.“ Orig. n. Selb. von Fritz Gerlung

Nebrer Anzeiger

Amtliches Blatt des Magistrats, der Polizeiverwaltung und des Amtsgerichts der Stadt Nebra

Erscheint wöchentlich dreimal: Dienstag, Donnerstag und Sonnabend mit den illustrierten Wochenbeilagen: „Das Leben im Bild“ und „Das Leben im Wort“

Bezugspreis für einen Monat: Bei der Geschäftsstelle und den Postämtern 1.10 RM.

Schriftleitung: W. H. Sauer in Koblentz.
Druck, Verlag und Briefadresse: Sauerische Buchdruckerei, Koblentz.
Geschäftsstelle in Nebra: Frau Kaufmann Weis, Markt 24/25.

Fernsprecher: Amt Koblentz Nr. 221. — Postfachkonto: Leipzig Nr. 22332

Anzeigen kosten: die 48 mm breite Millimeterzeile 8 Pf., die 90 mm breite Millimeterzeile im Restamt 20 Pf. Anzeigenannahme an Drucktagen bis 12 Uhr mittags.

Bankkonten: Stadtparität Nebra — Bankverein Aachen.

Nr 110

Dienstag, den 17. September 1929

42. Jahrgang

Rheinlandräumung und Saarfrage.

Eine Veröffentlichung der Reichsregierung.
Berlin, 15. September.

Die Reichsregierung veröffentlicht den Wortlaut der auf der Haager Konferenz getroffenen politischen Vereinbarungen über die Räumung des Rheinlandes und über die Aufnahme deutsch-französischer Verhandlungen wegen der Saarfrage.

Das erste Schriftstück ist eine Vereinbarung der Minister Stresemann, Symons, Henderson, Brand und des italienischen Vertreters Grandi, die u. a. feststellen, daß die deutsche, belgische und französische Regierung hinsichtlich der Beobachtung des Artikel 42 und 43 des Versailler Vertrages übereinstimmend sind, daß die Aufgabe, eine gütliche Regelung jener Schwierigkeiten herbeizuführen, von den Kommissionen erfüllt wird, die durch die in Locarno am 16. Oktober 1925 von Belgien und Frankreich mit Deutschland abgeschlossenen Schiedsabkommen errichtet worden sind. Diese Kommissionen handeln gemäß den Verfahren und mit den Befugnissen, die in diesen Abkommen vorgesehen sind. Wenn eine Schwierigkeit der bezeichneten Art entsteht, wird sie entweder der deutsch-belgischen Vergleichskommission oder der deutsch-französischen Vergleichskommission unterbreitet.

Diese Vereinbarung löst die in solchen Fällen anwendbaren allgemeinen Bestimmungen unberührt; insbesondere bleiben die allgemeinen Bestimmungen des Abkommens und der Bundesvereinbarung des Völkerbundes, sowie die einzige Anwendung des Artikels 213 des Vertrages von Versailles über die Aufhebungen vorbehalten. Ebenso versteht es sich, daß jede der Signatarmächte des in Locarno zwischen Deutschland, Belgien, Frankreich, Großbritannien und Italien abgeschlossenen Vertrages das Recht behält, jederzeit wegen dieser Schwierigkeit gemäß Artikel 4 dieses Vertrages den Völkerbund anzurufen. — Diese Vereinbarung und die Abmachung über die grundsätzliche Aufnahme des Abkommens vom 17. Juni 1929 (des Youngplans) sind gegenseitig voneinander abhängig.

Das folgende Schriftstück ist eine Note der Regierungen der Weimarer Republik an die deutsche Regierung, die die einseitige Feststellung, daß die Räumung der 3. Zone durch die französischen Truppen unmittelbar nach der Ratifikation des Youngplans durch das deutsche und französische Parlament und der Angabenerklärung dieses Abkommens beginnt, die in ihrer Zeit ohne Unterbrechung und so schnell durchgeführt werden, wie es die natürlichen Bedingungen erlauben; sie wird in jedem Falle spätestens in einem Zeitraum von 8 Monaten, der sich jedoch nicht über das Ende des Monats Juni 1930 hinaus erstrecken darf, beendet werden.

Von darüber hinausgehenden Vorbedingungen für die Räumung, wie sie in letzter Zeit in der französischen Presse erwähnt worden sind, enthalten die amtlichen Haager Schriftstücke kein Wort.

Das folgende Schriftstück ist ein Befehlungsbescheid des Reichsaussenministers. Darauf folgt eine Note, die technische Einzelheiten des Räumungsabkommens betrifft.

Wichtig ist dieser Note beiliegend, die deutsche, belgische und französische Regierung sind übereingekommen, daß aus Anlaß der Räumung eine Anleihe für Handlungen erlassen wird, die mit der Befreiung in Zusammenhang stehen. Die Einzelheiten sollen in einer gemeinsamen Vereinbarung von Bevollmächtigten der Regierungen abgeklärt werden, die in kürzester Frist in Koblenz zusammentreten und ihre Arbeiten für den 1. Oktober 1929 beenden haben. Ebenso sollen die Bevollmächtigten im Geiste der Befreiung geeignete Garantien in Aussicht nehmen. Die deutsche Regierung soll feststellen (Wichtig 6), daß die deutschen Gerichte nicht zuständig sind, Statutarrechte der Weimarer Republik zu widerrufen. Wichtig 7 regelt die bekannten finanziellen Fragen. Es folgen weiter geändert eine belgische und eine englische Note über technische Einzelheiten und Berechnungsmethoden bei der Räumung.

Die Saarverhandlungen.

Von besonderer Wichtigkeit ist der deutsch-französische Notenwechsel über die Saarverhandlungen. Der amtliche Wortlaut lautet:

Stresemann an Brand:
Mit Beziehung auf unsere Besprechungen über die alsbaldige Lösung der Saarfrage, beehre ich mich, Eurer Excellenz hiermit das überfällige Einverständnis darüber zu bezeugen, daß unter Vorbehalt der politischen Rechte der Saarbevölkerung die mit dieser Frage zusammenhängenden Einzelheiten zum Gegenstand deutsch-französischer Verhandlungen gemacht werden sollen, die alsbald in Paris beginnen und, soweit irgendmöglich, in einem Zuge zu Ende zu führen sind.

Brand an Stresemann:
Mit Beziehung auf unsere Besprechungen über die alsbaldige Lösung der Saarfrage beehre ich mich, Eurer Excellenz, hiermit das beiderseitige Einverständnis darüber zu bezeugen, daß unter Vorbehalt der politischen Rechte der Saarbevölkerung die mit dieser Frage zusammenhängenden Einzelheiten zum Gegenstand deutsch-französischer Verhandlungen gemacht werden sollen.

Die finanziellen Haager Vereinbarungen.

Auf der Vorlauf der Haager finanziellen Vereinbarungen wird am 15. September bekanntgegeben. Die finanziellen Vereinbarungen bestehen aus folgenden Umständen:

1. dem Saarpfandbrief vom 31. August 1929,
2. der Anlage I: finanzielle Vereinbarung zwischen der deutschen, britischen, französischen, italienischen, japanischen und belgischen Abordnung (letzterer soweit Deutschland beteiligt ist).



Nach meiner Auffassung kommen folgende Bestimmungen in Frage: Führung des Betriebes der Reichsbahn als Monopolunternehmen; Geschäftsführung nach kaufmännischen Gesichtspunkten unter Führung der Interessen der deutschen Bevölkerung; Trennung der Finanzen von den Reichs- und Gemeindefinanzen; Reichsstaatsbankrott; Vorschriften für das Personal; Zuständigkeit des Verwaltungsrates und des Vorstandes; Voraussetzungen für die Mitgliedschaft im Verwaltungsrat.

Bei Ausarbeitung der neuen Verfassung im Einklang mit diesen Grundsätzen soll das Organisationskomitee beachten, daß die Reichsbahngesellschaft verpflichtet ist, einen Beitrag für den Zweck des neuen Planes nur für den Zeitraum von 37 Jahren zu leisten.

Es fällt bei diesem Brief des Führers der deutschen Delegation an den Präsidenten Young auf, daß gewillert müssen darin die Kapitalgesellschaften niedergelegt werden, die das Reichsbahngesetz vom 30. August 1924 enthält, und es darf deshalb angenommen werden, daß hier eine Regelung getroffen werden soll, die diesem Gesetz entspricht. Was im besonderen die Zusammenfassung des Verwaltungsrates anlangt, die auch bei den kommenden Verhandlungen erörtert werden soll, so sagt darüber das Reichsbahngesetz, daß die Mitglieder des Verwaltungsrates erfahrene Kenner des Wirtschaftlebens oder Eisenbahnverkehrs sein müssen. Sie dürfen nicht Mitglieder des Reichstages, eines Landtages, der Reichsregierung oder einer Landesregierung sein.

Organisationsausfluß der internationalen Bank.

Amtlich wird mitgeteilt: Nach französischen Frejemeldungen soll sich Reichsstaatspräsident Dr. Schacht gemeinert haben, die deutschen Vertreter für die Konferenz, auf der die Organisation der Bank für den internationalen Zahlungsausgleich festgelegt werden soll, zu ernennen.

Demgegenüber wird festgestellt, daß Reichsstaatspräsident Schacht sich nie geweigert hat, die zwei deutschen Vertreter zu ernennen. Er hat vielmehr dem Präsidenten der Bank von Frankreich, Moreau, ausdrücklich die Zustimmung zur Einladung der beiden amerikanischen Delegierten zur Konferenz gegeben und gleichzeitig Herrn Moreau gebeten, die weitere Initiative zu übernehmen und Zeit und Ort der Tagung mit den Notenbankpräsidenten zu vereinbaren. Das Vorgehen Dr. Schachts steht im Einklang mit den Bestimmungen des Youngplans und des Haager Protokolls, nach denen die Notenbankpräsidenten selbst dazu benachmächtigt sind, Zeit und Ort der Tagung zu verabreden.

Mardonald und Frankreich.

Der neue englisch-französischen Beziehungen.
Paris, 14. September.

Der englische Ministerpräsident Macdonald genährte einem Vertreter des „Reit“ Verleumdungen eine Unterbrechung, in der er dem Blatt zufolge u. a. erklärte, daß für die überwiegende Mehrheit der Öffentlichkeit die britische Politik im Schlepptau einer Abhängigkeit von Frankreich gewesen sei. Diese Überzeugung sei so hart gewesen, daß die Rückführung außerordentlich ernst sein mußte. Ein Wechsel sei notwendig gewesen, nicht ein Wechsel im Geiste, sondern in der Art der

haltung und der Stellungnahme, die Großbritannien die Überzeugung verschafft habe, daß seine Zusammenarbeit mit Frankreich aus freien Stücken erfolge. Die Politik der Arbeiterpartei gestalte nicht, daß die Freundschaft von Volk zu Volk eine Spitze gegen andere Länder in sich trage.

Schon als die Arbeiterregierung aus Ruher kam, mehren sich in Frankreich die Stimmen, die die Befürchtung laut werden ließen, daß England jetzt einen anderen Kurs einschlagen würde und daß die Zeiten engfälliger vorbei wären, da die Außenpolitik der Downing-Street dank der beinahe pathologischen Liebe Chamberlains für französische Art und Sitten gänzlich im Schlepptau des Quai d'Oran ohne jegliche Selbständigkeit gefahren wurde. Daß diese Ansicht nicht ganz unangekündigt war, zeigte sich im Haag, wo der englische Herr in Genf, aber mit einer derartigen Deutlichkeit weit mehr erst jetzt durch Macdonalds Äußerungen den Franzosen klar, daß die Entente cordiale engfälliger vorbei und daß England seine volle Bewegungsfreiheit zurückgewonnen habe. Das Interieur des englischen Premierministers bedeutet für die französische Politik den schwersten Schlag, den sie in den letzten Jahren erlitten hat.

Um die Kolonien.

Erregte Aussprache über Mandatsfragen in Genf.
Genf, 16. September.

In der letzten Kommission der Völkerbundsversammlung für politische Fragen fand eine grundsätzliche Aussprache über den Charakter der Mandatsgebiete des Völkerbundes statt. Der italienische Vertreter vertrat den Standpunkt, daß nach den Bestimmungen des Völkerbundespatentes die Zuteilung der Mandatsgebiete an England, Frankreich, Japan, Belgien und Südafrika nur einen nichtständigen Charakter

trage. Es handele sich um einen Übertrag, der nach den Bestimmungen des Völkerbundespatentes geschaffen sei bis zur Erlangung der völligen Unabhängigkeit und Selbstständigkeit der Mandatsgebiete.

Der Italiener lehnte jedoch die Auffassung ab, als ob die großen Mandatsgebiete volle Souveränität auch über die Mandatsgebiete besäßen.

Diese Meinung wurde vom französischen Vertreter abgelehnt. Der Schweizer Rappard erklärte, daß nach dem Geiste und den Bestimmungen des Völkerbundespatentes die Mandate nur eine vorübergehende Einrichtung seien, obwohl heute noch nicht vorausgesetzt wäre, wie lange das Mandatsystem erhalten werden müsse. Der englische Vertreter erklärte, eine neue Verteilung oder Neuregelung der Mandatsgebiete sei nur unter völliger Zustimmung sämtlicher allerhöchster Mitglieder der Regierung der Vereinigten Staaten zulässig.

Gegen diese Erklärung legte Staatssekretär v. Schubert einen förmlichen Generalvermerk ein. Es handele sich hier nicht um eine außerordentlich schwierige politische und juristische Frage. Er müsse sich den Standpunkt der deutschen Regierung hierzu ausdrücklich vorbehalten. Spätestens heute, daß er völlig mit der Auffassung der italienischen Regierung übereinstimme.

Die Erklärung des englischen Vertreters hat allgemein starkes Aufsehen erregt. Die Forderung der italienischen Regierung auf eine Neuverteilung der Mandatsgebiete läuft sich beiläufig in erster Linie darauf, daß die Mandatsgebiete zwischen den alliierten und assoziierten Regierungen in Versailles noch vor Schaffung des Völkerbundes unter sich aufgeteilt wurden, ohne daß Italien dabei befähigt wurde.

„Alles im und für den Staat!“

Die Unterordnung der faschistischen Partei unter den Staat.
Rom, 15. September.

Mussolinis letzte Rede steht eindeutig im Zeichen der von ihm geprägten Formel: „Alles im Staat, nichts außerhalb des Staates, nichts gegen den Staat!“ Am Mißverständnisse zu zerstreuen, hat Mussolini ausdrücklich betont, daß auch die faschistische Partei dem Staat voll und ganz untergeordnet sei und daß von einer Spaltung durch Gewalt nicht die Rede sein könne. Der Partei bleibe die Sendung vorbehalten, die neue faschistische Staatsauffassung in die Massen zu bringen.

Mussolinis betonte, daß auch in den Provinzen die faschistischen Parteifunktionäre dem Vorkommen untergeordnet seien und in der gleichen Richtung liegt die Meinung, nach der der faschistische Parteifunktionär zum König ernannt wird. Die Aufgabe der Partei im Staate wird so folgerichtig durchgeführt. Allgemein aufgefallen ist die Antikindigung Mussolinis, daß die Zusammenlegung des großen faschistischen Rates geändert werden müsse. 32 Mitglieder seien jetzt für ein Organ, das im geheimen beraten und beschließen solle. Auf Grund der Erfahrungen der Jahre formt Mussolini die Partei und ihre Organe immer wieder nach seinem Willen um, wobei deutlich zum Ausdruck kommt, daß die Partei nicht Selbstzweck sein dürfte. Für eine Aufhebung der Partei, die nicht ohne Spaltung denkbar wäre, ist es augenscheinlich noch zu früh.